

Der Satellit erscheint als Beiblatt der Kronstädter Zeitung jeden Montag und kann nur mit dieser Zeitung pränumerirt werden.

# Der Satellit.

Der Pränumerationspreis für Satellit und Kronstädter Zeitung beträgt halbjährig ohne Postzufendung 4 fl., mit postfreier Zufendung in die k. k. Staaten 5 fl., ins Ausland 6 fl. 36 fr.

## Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 31.

Montag, den 3. August 1857.

18. Jahrgang.

### Industrielle Lebensfragen.

#### Die Organisation des Gewerbes.

(Fortsetzung.)

#### 4. Die Arbeiterfrage.

Aus Allem, was unsere Gegenwart uns bietet, sehen wir zwei große Schattenseiten unserer industriellen Entwicklung: die eine ist die Unsicherheit der Existenzmittel, die andere die Demoralisation. Die Abhängigkeit des Lohnes vom Fabrikherrn; eine Stockung in seinem Fabrikbetriebe, eine Krise, eine Störung im großen Weltverkehr gibt den Arbeiter dem Glende Preis; sein Familienleben ist zerstört, das sittliche Glend wandelt neben dem ökonomischen. „In jedem andern Lande wird man nicht so wie in England daran erinnert, daß der Wohlstand, ja die Existenz des Landes von der Thätigkeit der Maschinen abhängt, und daß, wenn ein einziges Rad in diesem fortwährenden Gange stockt, sogleich Glend und Hunger diese Stockung bezeichnen.“ (Industrie Briefe aus London. Wanderer vom 8. Febr. 1855 Nr. 61.) Noch ganz jüngst lasen wir, daß über 60,000 Arbeiter in den Docks von London aus Mangel an Arbeit feierten.

Die tiefste Wunde des Arbeiterstandes liegt in der Ungewissenheit seiner Lage; daher die frühe, planlose Genussucht die zerstörend auf Leib und Seele wirkt. Es ist demnach eine ernste Aufgabe der Zeit ihm eine ruhige, gefahrlose soziale Stellung zu gewähren, sein Dasein mit einem gesetzlichen Schutze zu umgeben; es handelt sich darum, ihm hier eben so wenig wie jedem andern Privatmanne die natürlichfreie Bewegung des Privatlebens zu versagen, als man ihm außer dieser Grenze ein schrankenloses Gebahren gestattet. Man wird diese Lebensfrage des Arbeiterstandes nicht anders lösen können, als dadurch, daß man diese Massen in Staatswohnungen unterbringt, wo sie nach Geschlechtern, und mit Rücksicht, ob sie ledig oder verheirathet sind, gesondert, und einer besondern Disziplin unterworfen werden. Je nach dem nationalen Charakter der Arbeiter kann man diese Wohnungen als großartige eine Masse von Arbeiterwohnungen, oder als einzelne kleine Familienwohnungen errichten; (Frankreich und Belgien haben das System der Arbeiterwohnungen am weitesten zur Entwicklung gebracht: die cité Napoleon, die 700,000 Frank kostete, ist von 500 Personen bewohnt, Gesellschaften unternehmen in Frankreich die Erbauung solcher Wohnungen, wozu der Staatschatz  $\frac{1}{3}$  beisteuert. Anders in England. Hier gibt es sogenannte Bau-gesellschaften, in welchen die Arbeiter wöchentlich geringe Beiträge leisten, und nach einigen Jahren ein kleines Haus mit einem Garten sich erwerben können. Auch Fabrikanten und Meister haben sich bemüht, den Arbeitern billige und gesunde Wohnungen zu sichern. Man umgibt die Fabriken mit einer großen Anzahl

kleiner Häuser mit Gärten, welche die Fabrikherrn um billige Miete an die Arbeiter vermieten); in beiden Fällen muß das Doppelte erreicht werden. Die Trennung der Verheiratheten unter sich und von ledigen Arbeitern und die Trennung nach Geschlechtern, so wie auch die gemeinsame Ernährung Aller, d. i. die Anschaffung aller Lebensbedürfnisse im Großen, die sich die Einzelnen nach Bedarf und gegen Vergütung dann zu verschaffen haben, so wie auf der andern Seite die Erziehung der Kinder in gemeinsamer Schule. Das Familienleben wird so besser verbürgt, Ausschweifungen und Rohheiten fern gehalten; in diesen öffentlichen Arbeiterwohnungen erhielten die Einzelnen, wie die Familien, die für das Leben nothwendige Unterkunft und Pflege in gesunden wie in frischen Tagen; Reinlichkeit, Gesundheit, Ordnung und Sittlichkeit könnten im Ganzen dann leichter erzielt werden als jetzt. Was bei solchen Arbeitern die Einzelerziehung nicht vermag, weil die Jugend, so bald sie selbst Verdienste hat, sich so rasch von der elterlichen Autorität losragt, das kann eine zweckmäßige Hausordnung ersetzen, die je nach dem Alter der ihr Angehörigen, ihrem Geschlechte, ihren Sitten, ihrer Stellung die Disziplin hier strenger, dort milder walten läßt. Diese Pflege und Unterkunft soll ihnen nicht als faule Prämie in den Schooß gelegt werden, sie müßten für solche, je nach ihrer Familienzahl d. i. nach ihrem wirklichen Bedarfe, den entsprechenden Theil ihres Lohnes an den Staat abgeben. Was sie alsdann am Lohne erübrigen, soll dem einzelnen Arbeiter zur freien Verfügung behändig werden; weise angelegt, kann es ein Kapital werden, um als Mittel eines selbstständigen Lebensunterhaltes, Gewerbes, Ackerbaues für strebsamere Naturen zu dienen, oder ihnen den Genuß des freien Privatlebens wie andern ermöglichen. Der mehr Bedürftige hätte sich einen größeren Abzug am Lohne gefallen lassen, als der Andere, eine Solidarität aller Interessen des Größeren wie des Geringern kann nicht das Ziel sein, weil eine solche Privatfleiß und Sparsamkeit untergraben würde. Soll aber auch diese Aufgabe für Alle gerecht werden, so darf der Lohn selbst nicht mehr in die bloße Willkür des Herrn gestellt sein: den Lohn des Arbeiters soll, wenn Zeitverhältnisse ihn außer alles Verhältniß zur Nahrungsbedürftigkeit des Arbeiters und Leistungsfähigkeit des Arbeitsherrn bringen, mit Rücksicht auf die lokalen und Zeitverhältnisse ein Schiedsgericht von Sachverständigen unter Leitung der Staatsbehörde, d. i. die Gewerbekammer, regeln und festsetzen. Diese Lohnsregulirung ist an sich durch die Gerechtigkeit geboten, sie will die Willkür aufheben, und soll darum den Verhältnissen der Fabrikherrn und Arbeiter gleichmäßig Rechnung tragen.

Der Arbeiter gewinnt ein geregeltes Familienleben, er erhält ein sicheres Einkommen, das ihm Liebe zur Sparsamkeit einflößt, er kommt zur Ueberzeugung, daß sein Lohn ein gerechter sei;

in franken Tagen verbleibt er wie ein Familienvater im Schooße der Seinigen, die Gestattung erhält festere Garantien; durch die Erziehung wird auch den Seinen der Eintritt in andere Lebenskreise ermöglicht; es ist ihm in Allem ein menschliches Dasein gegönnt. Die Disciplin und Pflege, die der Staat übernimmt, entzieht den Arbeiter der Willkür des Fabrikherrn, von seiner Seite kann daher auch ein innigeres Verhältniß zu seinen Arbeitern sich bilden; wo Gehässigkeit und Willkür erlöschen, gewinnt Vertrauen und Hingebung gegenseitig Raum; auf Seite des Fabrikherrn verliert sich das Mißtrauen, die geheime Angst vor Arbeiteraufständen; auf Seite des Arbeiters aber schwindet Haß und Neid, weil ihm und den Seinigen ein menschliches Dasein gegönnt ist, und dem Fleiße, der Arbeitsamkeit, der Geschicklichkeit und Redlichkeit, wie dem Talente die Krone des Verdienstes sich erschließt. (Sch. f.)

### Eine Hochzeit bei den Rumänen in der Walachei.

Das Herz wird nicht immer um Rath gefragt bei den ehelichen Verbindungen, größtentheils machen die Eltern die Sache unter sich ab. Jedemfalls aber tritt der Jüngling nicht selbst handelnd auf bei der Bewerbung; der Vater ladet ein paar Freunde ein, ihn zu begleiten, sie ziehen ihre besten Schafspelze an und treten in das Haus der Braut.

„Zu meiner Freude seid Ihr gekommen“, tönt der Empfang.

„Zu unserer Freude haben wir Euch gefunden“, ist die Antwort der Gäste, die sich auf die Bank setzen, die Hände auf den Stock und das Kinn auf die Hände gestützt.

Nach einigen Momenten des Schweigens rückt man mit der Angelegenheit heraus. Ist der Jüngling eine annehmbare Partie, so ist die Sache bald abgemacht, hat aber der Vater des Mädchens Einwendungen zu machen, so kleidet er dieselben gewöhnlich in die höfliche Form: Meine Tochter ist noch nicht fertig, was so viel heißen soll als: die Mitgift ist noch nicht in Ordnung, Teppiche und Leinwand müssen noch gewoben werden, das Vieh, das ein Mann, der etwas auf sich hält, seinem Kinde mitgeben muß, ist noch nicht gekauft u. s. w. Eine solche Antwort ist entmuthigend für die Brautwerber; bleiben aber ihre Gegenvorstellungen fruchtlos, so steht ihnen noch ein Mittel zu Gebot, ihr Ziel zu erreichen. Gibst Du die Braut nicht gutwillig her, sagen sie, so stiehlt sie Dir der Bräutigam!

Ein solcher Raub ist nichts Seltenes unter den Bauern und liegt so in ihren Gebräuchen, daß Niemand etwas besonders Merkwürdiges darin findet. Natürlich muß sich das Mädchen stehlen lassen, sonst wäre bei den nervigen Fäusten, mit denen der Himmel die rumänische Jungfrau meist begabt, die Aufgabe höchst mißlich. Gelingt es den Liebenden, eine ganze Nacht sich den Verfolgungen eines aufgebrachtens Vaters zu entziehen, so beleuchtet die aufgehende Sonne gewöhnlich eine Scene der Versöhnung, die Nacht des fait accompli raubt dem Alten alle Widerstandskraft, man schreitet so schnell als möglich zur Hochzeit und alles ist vergessen.

Es ist also nicht zu verwundern, daß auf eine solche Drohung häufig das Jawort folgt. Die Sache nimmt nun einen raschen Fortgang. Schon am folgenden Tage findet zwischen den Eltern der jungen Leute in Gegenwart von 5—6 Zeugen eine Zusammenkunft statt, in welcher das beiderseitige Vermögen festgesetzt wird. Die ganze Gesellschaft fährt hierauf in die nächste Stadt, um die nöthigen Einkäufe zu machen; Braut und Bräutigam sitzen in ihrem Sonntagstaat in einem Einspänner; es ist eine jener Gelegenheiten, wo man fröhliche Gesichter sieht, und

auch der bei jeder Feierlichkeit unvermeidliche Brantwein hat schon seine Wirkung gethan.

Unterdes sind die Hauptagenten bei einer Bauernhochzeit — die stellvertretenden Brauteltern, die Brautjungfern und der Bornitschel oder Marschall — gewählt worden. Am Tage vor der Hochzeit versammelt sich alles bei dem Vater des Mädchens und ein reiches Mahl wird aufgetragen. Von jetzt an darf die Braut nicht mehr die Augen aufschlagen, und spielt überhaupt an ihrem Ehrentage eine stumme, höchst undankbare Rolle. Während der Tafel, wo sie nur so viel genießt als zur Fristung ihres Lebens notwendig ist, werden ihr von den Brautjungfern Goldfäden ins Haar gewunden, wobei die Zigeunermusikanten ihre gellende Musik erschallen lassen. Nach dem Essen steht Alles auf, Vater und Mutter müssen sich auf eine Bank setzen, nachdem man ihnen ein Kissen untergeschoben, und es geht an's Abschiednehmen. Die jungen knien nieder und einer der Ältesten aus dem Kreise tritt vor die Eltern mit den Worten: „Schaut herab, diese Kinder sind gekommen, von Euch den Segen Abrahams und Isaaks zu erbitten.“ Die Eltern spenden den Segen und wünschen der Ehe Glück, Frieden und Reichthum — es ist ein feierliches Moment — tiefe Stille herrscht in der Versammlung. Kaum aber hat das Brautpaar die segnenden Hände geküßt, so entsteht ein Lärm, wie kein deutscher Polterabend ihn harmonischer liefern kann. Wüthend fragen die Zigeuner auf Geige und Kobza; die Gäste bilden eine Kette, der Bornitschel, ein weißes Tuch als Fahnchen an einen Stock gebunden, voraus, und sie trampeln und tanzen zur Thüre hinaus. Im Hofe schleppen sie einen Karren vor die Thüre, zwingen schreiend die Köpfe der Ochsen ins Joch und stürzen dann ins Haus zurück, um die Mitgift aufzuladen. Die Braut klettert mit auf den Karren, wo ihr der Vater ein in Form eines soliden Kranzes gebakenes Weizenbrot auf den Kopf setzt, das sie dort, zum offenbaren Nachtheil ihres Haarpuzes zerbrechen, und die Stücke von sich werfen muß. Endlich setzt sich der Zug in Bewegung; die Bursche jagen zu Pferde voran unter Jauchzen und Schießen; weiße Tücher flattern an den Hörnern der Ochsen und den Ohren der Pferde; man begibt sich in das Haus der Eltern des Bräutigams, wo wieder getafelt wird bis in die Nacht hinein.

Am folgenden Morgen wiederholt sich die Abschiedscene und die Bitte um den Segen Abrahams und Isaaks, und der Zug geht, immer von Musik, Schreien und Schießen begleitet, der Kirche zu. Die kirchliche Ceremonie ist fast dieselbe wie in andern religionsverwandten Ländern, nur wenige Zusätze haben sich eingeschlichen. Der Geistliche läßt die Neuvermählten und die mit brennenden, verzierten Wachskerzen hinter ihnen stehenden stellvertretenden Brauteltern — die eigentlichen treten am Hochzeitstage ganz zurück — aus einem Glase trinken und von einem Brot essen, wobei der Dorfpope zum allgemeinen Gaudium nicht selten den Wisz reißt, daß er dem Brautvater die Semmel vor den Mund hält und schnell zurückzieht, wenn er mit andächtigem Ernst danach schnappt. Beim Klange der Glocken zieht das Paar zwischen dem Brautvater und der Brautmutter unter Anführung des Geistlichen dreimal um den Altar, die Anwesenden werfen ihnen Rüsse, Reis und eine Art Confect, das mehr Mehl als Zucker enthält, vor die Füße, um ihren Wunsch: sie möchten wandeln im Ueberfluß, recht handgreiflich zu machen, und die Ceremonie hat ein Ende. Nach der Trauung nimmt der Brautvater ein paar Hühner unter den Arm, die Brautmutter eine Schüssel mit Eiern, und sie begleiten das junge Ehepaar in den Hof des Gutsherrn. Lebt das Dorf in gutem Einverständnisse mit diesem, so ziehen sämtliche Gäste mit, und es wird dem Bojaren etwas vorgesprochen und vorgeschossen, worauf er als ein Mann, der zu leben

weiß,  
jungen

als in  
nannte  
statt, u  
viele G  
etwas  
dultsch  
füllt is  
legen,  
ein run  
Grüßo  
Arme;  
würfig

Morge  
auf ei  
in ein  
sich ni  
mit ro  
tanzt  
die ju  
Herze  
schen  
Kaffar  
ten!“

daß d  
her ei  
Finger  
darreic  
Finger  
brechen  
Ehre  
in sold  
der Ue  
ein B  
ben ab  
zu ein

gen da  
gegen  
vorber  
d. M.  
wird.  
tung,  
Aufred  
wesen  
daß d  
einmif  
orient  
fei ge

Delhi  
Aufre  
ein tü  
ist ein  
Sepor

weiß, eine tüchtige Portion Spiritus zum Besten gibt und den jungen Leuten eine zahlreiche Nachkommenschaft wünscht.

Man ist und trinkt, nach Hause zurückgekehrt, wohl so viel als in den Wagen geht, das eigentliche Hochzeitsmahl, der sogenannte Tisch — *massa mare* — findet aber erst gegen Abend statt, und zu diesem werden noch durch besondere Abgesandte so viele Gäste als nur immer möglich eingeladen, denn ein jeder trägt etwas ein, wenn ihm der Vornitschel, „das süße Glas“ pahar — *dultsche*, das oft mit einem nichts weniger als süßen Wein gefüllt ist, darreicht, so muß er dafür eine Münze auf den Teller legen, und das auf diese Weise gesammelte Geld bildet zuweilen ein rundes Sümchen zur ersten Einrichtung der Neuvermählten. Erschöpft sinkt endlich einer nach dem andern dem Schlaf in die Arme; die junge Frau zieht ihrem Manne als Zeichen der Unterwürfigkeit die Stiefel aus, und die Hochzeit hat ein Ende.

Ist alles gut abgelaufen, so ertönt die Musik am folgenden Morgen von Neuem, während die Brautmutter die Neuvermählte auf eine Bank in die Mitte des Zimmers setzt und ihr den Kopf in ein weißes Tuch hüllt, ohne welches ein verheiratetes Weib sich nie zeigen darf. Eine mit rothen Bändern geschmückte Flasche mit rothem Schnaps wird herbeigeschafft, und die Brautmutter tanzt mit derselben in beliebigen kleinen anmuthigen Sprüngen um die junge Frau, indem sie singt: „Freude fühle ich in meinem Herzen! Wie ein Blümchen auf der Wiese, das noch keines Menschen Fuß vertreten, rein wie Gold ist meine Glenka, Smaronda, Kassandra, oder wie sie sonst heißen mag, in den Ehestand getreten!“ Statt dieser Ceremonie kommt es aber auch bisweilen vor, daß der Vornitschel einen Topf mit Wein füllt, nachdem er vorher ein Loch in denselben geschlagen, das er vorsichtig mit dem Finger verstopft, während er den Trunk dem Vater der Braut darreicht. Greift nun dieser darnach, so zieht der Vornitschel den Finger weg und der Wein fließt auf den Boden; die Umstehenden brechen in ein lautes Gelächter aus und rufen: „Wie man seine Ehre bewacht, so genießt man sie!“ Auch die Frau Mutter bleibt in solchen Fällen nicht ungehänfelt: in dem Augenblick, wo sie sich der Ueberraschung am wenigsten versteht, werfen ihr die Burschen ein Pferdegeschirr über den Kopf. — Alle diese Kleinigkeiten haben aber auf die späteren freundschaftlichen Beziehungen der Leute zu einander durchaus keinen Einfluß.

#### Politischer Beobachter.

Das „Pays“ enthält wieder einen sehr heftigen Artikel gegen das Auftreten der Psorte in den Donau-Fürstenthümern und gegen die Verwaltung des Fürsten Bogorides. Es scheint darauf vorbereitet zu wollen, daß die Giltigkeit der Wahlen, die am 19. d. M. in der Moldau stattgefunden haben sollen, bestritten werden wird. Merkwürdig in dem Artikel des „Pays“ ist die Behauptung, daß einer der Hauptzwecke des orientalischen Krieges die Aufrechthaltung der Unabhängigkeit der Donau-Fürstenthümer gewesen sei. Man könne daher nicht dulden — meint dasselbe —, daß die Psorte sich in die inneren Angelegenheiten dieser Länder einmische. Bis jetzt hatte man immer geglaubt, daß es sich beim orientalischen Kriege hauptsächlich darum gehandelt habe, die Türkei gegen Rußland zu vertheidigen.

Die neuesten Berichte aus Indien lauten nicht sehr beruhigend. Delhi ist nicht gefallen; fast alle Provinzen Bengalens sind im Aufruhr. Selbst im günstigsten Falle hat also die englische Armee ein tüchtiges Stück Arbeit. Der Geist der eingebornen Truppen ist ein sehr schlechter. Ein junger Soldat, welcher der Wuth der Sepoy's entkommen war, gibt in einem Briefe an die Times eine

Schilderung von dem Beginne des Aufstandes in Delhi, der bei jedem fühlenden Menschen das tiefste Mitgefühl für die Engländer erwecken muß. Als man einschreiten wollte, erzählt er, um der Plünderung und dem Brande Einhalt zu thun, empörte sich das Regiment, welches zur Wiederherstellung der Ruhe herbeigeführt worden war, und begann damit, seine Offiziere zu ermorden. Eine grauenvolle Mezelei folgte; die Europäer flüchteten nach allen Richtungen. Der Schreiber des Briefes sprang von der Stadtmauer, auf welcher er sich befand, in den Graben, um in Gemeinschaft mit anderen Kameraden sich selbst zu retten und einigen Frauen beizustehen, welche auf demselben Wege dem Nordstahle der Meuterer zu entkommen suchten. Der Sprung in den Graben war bald geschehen, aber das Hinausklettern aus demselben dauerte fast eine halbe Stunde. Merkwürdigerweise hatten die Meuterer während der ganzen Zeit nicht nach dem Graben geschossen, obwohl kein Mensch ihren Kugeln hätte entkommen können. Wohl aber ruhte das Feuer innerhalb der Stadt während der ganzen Zeit auch auch keine Minute lang.

Die Times verlangt eine Art unumschränkter Gewalt hinsichtlich Indiens für die Regierung, im Fall die nächste Post nicht die Nachricht von der Einnahme Delhi's überbringen sollte; alsdann mögen die Minister außerordentliche Gewalten, als ob ein Krieg mit Rußland oder Frankreich geführt werde, vom Parlament verlangen, und letzteres sie gewähren. Man müsse auf die schlimmsten Ereignisse vorbereitet sein, daß Delhi sich halte, daß sich der Geist der Rebellion über die drei Präsidentschaften verbreite, daß die Einkünfte des Landes ein Jahr lang, vielleicht noch länger von ihrer sonstigen Bestimmung abgewendet werden müssen, daß die Wiedereroberung des Landes durch eine große europäische Armee und Bestrafungen ohne alle Schonung durchzuführen sei.

General Barnard in Bombay erwartet noch immer Verstärkung, um operiren zu können. Die bengalische Armee existirt nicht mehr. Die Verbindung mit der Oberprovinz ist fast ganz unterbrochen, es herrscht dort überall Meuterei. Auch das Nizamgebiet befindet sich im Aufstande. Der frühere König von Oude und sein Minister sind im Fort William verhaftet, weil derselbe eines Verschwörungsversuches beschuldigt wurde.

#### Tagsnachrichten.

\* (Keine silbernen Zwanziger mehr.) Wenn die Bank im nächsten Jahre ihre Silberzahlungen aufnimmt, so geschieht dies ohne Zweifel schon in den neuen Münzgattungen. Die großen Vortheile, welche die Münzeinigung im Verkehr mit dem Auslande gewährt, wiegt die kleine Mühe auf, die man anfangs haben wird, um sich in den neuen Münzen zu orientiren. Die Sache ist jedoch, wie wir gleich sehen werden, nicht so schwer und braucht man sich nur Folgendes zu merken. Der Vereinsthaler, so wird die neue Thalermünze heißen, gilt ganz genau  $1\frac{1}{2}$  Gulden. Dieser Thaler dürfte im Laufe der Zeit an die Stelle der jetzigen Ein- und Zweigulden-Noten treten. Ein doppelter Thaler gilt natürlich 3 Gulden. Die jetzt unter dem Namen Thaler coursirenden Zweiguldenstücke werden unter ihrem eigentlichen Namen als Zweiguldenstücke circuliren und da sie jetzt Jedermann geläufig sind, so wird diese Münze auch keine Schwierigkeiten bieten. Einige bequem gewordene Silbermünzen, nämlich den Zwanziger, den Zehner und Fünfer werden wir jedoch verlieren. Dafür treten aber Viertelgulden, Zehntelgulden und Zwanzigstelgulden, die nach der neuen Eintheilung auch fünf, zwei und ein Silbergroschen heißen, an ihre Stelle. Ein Zwanzigstelgulden ist ein Groschen und ein Zehntel zwei Groschen, so daß die be-

quem gewordenen Drei- und Sechskreuzerstücke im Verkehr bleiben und im Kleinverkehr keine Schwierigkeiten verursachen. Wir verlieren also nur den Zwanziger und den Zehner, für welchen wir in dem Viertelgulden zu 15 kr. einen fast genügenden Ersatz erhalten. Bei den Kupfermünzen wird es anfangs schwer gehen. Die Kreuzer fallen ganz weg und wir bekommen nach Art der meisten Staaten Hundertstel, allein da fünf solcher Hundertstel einen Groschen, so wird es Niemanden unbenommen sein, nach wie vor nach den geläufigern Groschen zu rechnen.

\* Ueber das festliche Ereigniß in Triest bringt die Ostdeutsche Post folgende telegraphische Depesche:

Triest, 27. Juli, Abends 7 Uhr. Die heutige Festlichkeit war überaus glänzend. Se. Majestät wurde überall mit Jubel begrüßt. Der preussische Minister v. d. Heydt und der sächsische Minister v. Behr waren anwesend. Große Sensation erregte der Toast des Ministers Baron Bruck. Er sprach ungefähr Folgendes:

„Wir können den heutigen Tag nicht vorübergehen lassen, ohne die wärmsten Wünsche für die Durchführung einer großen Idee: die Durchstichung der Landenge von Suez, auszusprechen. Der Widerstand einer einzelnen Regierung wird die große Idee und That nicht hemmen. Wir leben in der Zeit einer Verbrüderung der Völker. Oesterreichs, speciell Triests wärmste Wünsche für das Gelingen des Unternehmens des Herrn v. Lesseps! Die hochansehnliche Gesellschaft möge diesem Gesühle durch ein feuriges Hoch Worte leihen.“

\* Triest, 29. Juli. Se. Excell. der Herr Gouverneur Frhr. v. Mertens wurde auf telegraphischem Wege von Brüssel aus beauftragt, im Namen des hohen Brautpaares dem Marinensfund 3000 und den Triester Stadtarmen 2000 Lire zukommen zu lassen.

\* Verona, 27. Juli. Se. Excellenz der Herr F.M. Graf Nadezky ist so weit hergestellt, daß er beschlossen hat, am 30. d. M. nach Mailand zu übersiedeln.

\* Die Kränze und Sträuße, welche täglich auf der provisorischen Grabstätte veranlagt werden (es werden solche selbst aus den entlegensten Theilen Frankreichs, sogar auch aus dem Auslande geschickt), bilden auf dem Grabe des Dichters bereits einen kleinen Berg. Die Zahl derselben kann man ohne Uebertreibung auf 40—50,000 angeben.

\* In einem Warschauer Feuilleton der „Gzas“ vom 9. Juli findet sich folgende Räubergeschichte: Dabek war vor mehreren Jahren der Schrecken des Königreichs, wie einst Rinaldo Rinaldini in Italien. Der außerordentlichen Thätigkeit der hiesigen Polizei gelang es nun, diesen Dabek festzunehmen, jedoch nicht festzuhalten, da er sich in kurzer Zeit wieder in Freiheit setzte und nach Preußen entfloß. In Königsberg wurde er wieder ergriffen, und im Gefängnisse schwer erkrankt, verlangt er nach einem Geistlichen. Man konnte ihm das nicht verweigern, und achtete auch nicht darauf, daß der Kranke nach der Entfernung des Geistlichen im tiefen Schlafe lag. Als der Schlaf aber gar zu lange dauerte, trat der Aufseher näher und fand — eine Leiche, aber nicht die des Räubers, sondern des Geistlichen, in dessen Kleidern der Mörder entflohen war.

#### Kronstädter Nachrichten.

In der abgewichenen Nacht vom 2. auf den 3. August nach 1 Uhr hat ein heftiger Brand die Vorstadt Blumenau heimgesucht.

Auf dem Steinbruch, fest neben der goldenen Sonne, sind drei Wohnhäuser abgebrannt und das vierte wurde niedergedrückt, um dem Weiterumsichgreifen des Brandes Einhalt zu thun. — Aus Jajzon kömmt uns soeben die Nachricht zu, daß heute in den ersten Morgenstunden daselbst das Gebäude der warmen Bäder bis auf den Grund niedergebrannt ist.

Nr. 4446/1857.

#### Lizitations-Kundmachung.

Zur Sicherstellung der Lieferung der für die k. k. Militär-Polizei-Wach-Abtheilung und die k. k. Polizei-Direktion zu Kronstadt während der Zeitperiode vom 1. November 1857 bis 31. October 1858 erforderlichen Service, bestehend in Dehl, Inselferzen, Lagerstroh und Brennholz wird am 20. August l. J. Vormittags 10 Uhr im Amtsgebäude der k. k. Polizei-Direktion in Kronstadt eine Minuendo-Lizitation abgehalten werden.

Die Bewerber um diese Lieferung mögen sich am bestimmten Tag und Ort einfinden.

Die nähern Lizitationsbedingungen können täglich in der Expeditions-Kanzlei der gefertigten Polizei-Direktion eingesehen werden.  
Kronstadt, am 30. Juli 1857.

1—3

Die k. k. Polizei-Direktion.

#### Kundmachung.

In der Marktgemeinde Tartlau ist das Rindfleischauschrottungsrecht auf ein Jahr, d. i. vom 1. November 1857 bis letzten October 1858 durch eine Minuendo-Lizitation zu vergeben, wozu Unternehmungslustige auf den 15. August l. J. Vormittags 9 Uhr in die Gemeindefanzlei zu Tartlau eingeladen werden.  
Tartlau, den 21. Juli 1857.

3—3

Der Orts-Vorstand.

#### Allgemeine Anerkennung

finden die von mir gefertigten Zähne durch ihre naturgetreue Schönheit, Güte und Zweckmäßigkeit, so daß ich in Folge erneuerter Bestellungen meinen Aufenthalt zu Kronstadt abermals verlängere und zwar: bis zum 15. August.

Neue Bestellungen auf künstliche Zähne und Gebisse nehme ich bereitwilligst noch ferner entgegen, bitte aber diese um so eher zu veranlassen, wo schmerzhaftes Zahnen vorhanden sind. Jede Operation wird vollkommen schmerzlos vorgenommen von

S. Blau,

praktischen Zahnarzt der Haupt- und Residenzstadt Wien, demalen zu Kronstadt, Klostersgasse im Jmrich'schen Hause Nr. 114 gegenüber der röm. kath. Kirche.

2—3

#### Zwei gangbare Schenken

sind von Michaeli 1857 bis Michaeli 1858 zu verpachten. Näheres in der Schwarzgasse Nr. 342 im ersten Stock gegen die Gasse.

In der obern Burzengasse ist ein Gemölb nebst Magazin zu vergeben. Näheres bei Josef Hoffmann, Spezereihändler, zu erfragen.

#### Wiener Börsencourse.

Vom 1. August.

5% Staats-Schuldverschreibungen	82 <sup>13</sup> / <sub>16</sub>
4 1/2% „ 1852er	—
4% „	—
1858 Loose für 100 fl.	—
Bukurest, für einen Gulden	265 Para.
London, für 1 Pfund Sterling	10 10
Banquiers	1005
Gold	7 <sup>3</sup> / <sub>4</sub>
Silber (Augsburg)	104 <sup>7</sup> / <sub>8</sub>
Nationalanlehen von 1854	84 <sup>13</sup> / <sub>16</sub>
Lotterianlehen von 1854	—

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit  
erscheint Montag,  
Mittwoch und  
Freitag.

# Der Satellit.

Der Satellit u. Kron-  
städter Zeitung kostet  
halbjährig 5 fl. mit  
Post 6, ins Ausland  
6 fl. 36 fr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 31.

Montag, den 15. März.

1858.

## Meine Widerwärtigkeiten im Bade.

(Aus dem Leben eines Landpredigers nach v. Deckers Handzeichnungen nach der Natur.)

### XII.

(Schluß.)

Dem Folgenden muß ich das Motto vorsezen: „Der Mensch denkt und Gott lenkt!“ Ich bin ein Mensch und dachte, der Himmel aber es anders machte.

An dem besprochenen Sonnabend schloß ich mich in meinen dreieckigen Erker-Käfig ein, welchen ich bei den theuren Badewohnungen zur Studirstube mit schwerem Gelde gemiethet habe. Dies geschah, um die Strafbaren sicher zu machen. — Punkt drei Viertel auf drei Uhr — um die Zeit ja nicht zu verpassen — schlich ich vom hohen Olymp herunter, über den Hof bei dem Hühnerstall vorbei, quer durch den Stadtgraben — der in jetziger Jahreszeit trocken ist — über das Feld nach der bewußten Einsiedelei im Liebespark. Dieser Park ist ein Wäldchen, das zuweilen von den Badegästen zur Promenade benutzt wird, absonderlich wenn der Vollmond scheint. — Bei der Einsiedelei fand sich von Pferden und Wagen keine Spur. Die Einsiedelei ist gar nichts weiter, als ein großer, runder, hohler Baum mit einer Drehthür, ungefähr wie in den Nürnberger Christbuden die Büchsen sind, worin das erste Menschenpaar vom Baume der Erkenntniß speiset. — Ich schlüpfte unbemerkt hinein, und da ich noch ein Paar Stündchen vor mir hatte, so sah ich mich nach einem Gefäß um. Der Thür gegenüber stand ein hölzerner Armsessel à la Campagne, und, nichts Arges ahnend, setzte ich mich hinein. So wie aber das Gewicht meines Leibes in den Sessel drückt, sinke ich platt zur Erde, die Beine glitten mir so zu sagen unter dem Leibe weg, und schnurr! geht es wie ein ungeschmiertes Spinnrad. Zu gleicher Zeit umgibt mich egyptische Finsterniß. — Den ungeheuren Schreck abgerechnet, hatte ich mir keinen Schaden gethan, und ich forschte nun nach der Ursache dieser auffallenden Erscheinung. Da fiel es mir plötzlich wie Schuppen von den Augen, aber heller ward es darum doch nicht um mich her — der Sessel war ein sogenannter Verirrstuhl; ich erinnerte mich, auch schon auf dem Brunnen von ihm gehört zu haben, ohne damals zu denken: daß er mich einst so nahe angehen würde. Aber wahrer Fieberschauer

durchjuckte meine Adern, als ich die Entdeckung machte: daß jenes niedergedrückte Gefäß mit einer geheimen Springfeder in Verbindung stand, welche zu gleicher Zeit die Thür vordrehte, und den Sitzenden dadurch aller Gemeinschaft mit der Außenwelt beraubte. — Vergebens tappte ich an dem verwünschten Sessel umher, rüttelte und schüttelte ihn, wackelte bald an der Lehne, bald an den Füßen, und versuchte alles Mögliche, die Springfeder auszumitteln, welche die Thür ins Schloß gedreht hatte — alle meine Mühe war umsonst. — Zum ersten Mal in meinem Leben wußte ich mir durchaus gar nicht zu helfen, und nachdem ich wohl eine gute Stunde und darüber wie ein gejagtes Eichhörnchen in dem hohlen Baume umher gesprungen war, so daß mir der Angstschweiß über das Gesicht lief, löste sich mein immer wachsender Verdruß in einen bitterlichen Thränenstrom auf. Guter Gott, Arndt behauptet: die Thräne und die Rede unterscheidet den Menschen vom Thiere; ich war im Besitz von beiden, und im Grunde doch wenig besser daran wie der Tanzbär im Käfig.

Ich habe die Phantasie niemals leiden mögen, weil sie zur Verderbtheit der Welt sicherlich am meisten beigetragen hat; ich habe mir auch deshalb von Kindesbeinen an alle mögliche Mühe gegeben, das Bischen Phantasie zu unterdrücken, was ich von meiner seligen Mutter geerbt habe; allein auch dieser schwache Rest, der kaum zu einem Niebelungen-Liede hingereicht haben würde, fiel mir jetzt zur Last und wurde in meiner Dublette mein bitterer Peiniger. Kraft desselben sah ich nämlich im Geiste den Wagen vorfahren, jetzt stieg Rosinchen mit ihrem frevelhaften Lieutenant ein, schmiegte sich höchst wahrscheinlich sanft und zärtlich an seinen Dollmann, und von dannen fuhren sie unter dem Gezwitscher lang entbehrteter Küsse und mit Hohngelächter der Hölle über den armen betrogenen Schäfer, der in seiner Eremitage steckte wie der Gänsekiel im Pennal. — Hier wäre selbst der Gläubigste zu fragen geneigt: Schicksal, bist du gerecht?

Ich bemühte mich, meiner einbildungreichen Phantasie Daumschrauben anzulegen, und endlich behauptete die Natur ihre Rechte: ich schlief ein.

Es mochte Mitternacht sein, als ich erwachte; von Neuem fing ich meine Experimente an, die Thür zu öffnen, und siehe da! meine unstät umher greifende Hand erfasste einen Knebel, bei dessen Drehung die Thür mit dem nämlichen Geräusch zurückschnurrte und — offen war mein Käfig. So schien es denn erwiesen, da

mich gestern Nachmittag ein böser Geist oder irgend eine andere Art böshafter Dämon geißt haben mußte; denn warum habe ich den Knebel nicht früher und absonderlich damals finden können, als Rosinchen sich noch auf dem Brunnen-Territorio und so zu sagen in meinem Weichbilde befand?

Der Regen schoss in Strömen vom Himmel. Ich durchrannte den verrätherischen Liebespark, nur mit einem dünnen, ziemlich abgetragenen Klüftchen auf dem Leibe, und eilte nach Hause. Hier gerieth ich in neue Noth. Das Haus war verschlossen; ich mußte den schlafenden Nachtwächter aus dem Spritzenhause heraus klopfen, und während er meine Hausthür aufschloß, die glossirenden Redensarten und Anspielungen dieses schlaftrunkenen Melopoeten ruhig mit anhören, der da glaubte: ich lehrte von irgend einer strafbaren nächtlichen Wanderschaft zurück.

Da stand ich endlich vor Rosinchen's Bett; es war schneeweiß, aber leer, und ich fing von Neuem bitterlich zu weinen an. Auf dem Kopfkissen des meinigen, neben der Nachtmütze, lag ein offener Brief, den man, wahrscheinlich aus Mangel an Siegellack, wie eine Bräzel zusammen geschlungen hatte. Die Handschrift war wiederum die nämliche, mir bereits aus der Uhr und der Kabelbüchse bekannte, und der Inhalt lautete also:

„Wundern Sie sich nicht, allerwerthester Herr Anastasius Röhrensast, wenn ich das zuckersüße Rosinchen von Ihrem dürrer Stock abplücke, und leihen Sie meiner Rechtfertigung ein geneigtes Ohr. — Daß Rosinchen Sie heirathete oder vielmehr sich Ihnen anvertrauen ließ, geschah aus purer Verzweiflung, um der Knechtschaft einer bösen Stiefmutter zu entgehen. Ich, ihr treuer Fernando, dem sie lange vor der Bekanntschaft mit Ihnen den Schwur ewiger Liebe gelobt hatte, war damals einer Ehrensache wegen gezwungen, mein Vaterland eine Zeitlang zu verlassen, und vermochte sie nicht zu retten. Zum Ueberflus war Rosinchen's Stiefmutter auf mich erbittert — warum geht Sie nichts an — so daß keine Einwilligung von dieser Seite zu hoffen war. — Endlich war meine Sache beigelegt, es gelang mir, die erzürnte Mutter zu versöhnen; Röschen selbst aber war indessen achtzehn Jahr und nach unserm Landrecht mündig geworden, was ich Ihnen um deswillen in Erinnerung bringe, damit Sie nicht etwa das Gelächern bekommen, Ihre langen dürrer Finger nach dem Vermögen meiner Braut auszustrecken. Uebrigens steht dieses im Auslande und dahin reicht Ihr christlicher Klingelbeutel nicht. — Sie dachten eine reiche und schöne Frau wohlfeilen Kaufs zu erwischen, und meine Abwesenheit baute Ihnen zufällig die Brücke. Jetzt, Herr Anastasius Röhrensast, hat sich das Blatt gewendet; aber trösten Sie sich! Ich rufe mit Schiller: „Nur die Liebe ist der Liebe Preis!“ — und Röschen's Reiz viel zu göttlicher Natur, um den Abend eines pädagogischen Praßers zu veräußern. — Sie haben während des Jahres Ihrer Nominal-Ehe mein Röschen tüchtig geplagt, mithin kann Ihnen ein kleiner Denzettel nicht schaden. Indessen haben Sie das Glück gehabt, ein Noviziat zu durchleben, das, wenn Sie es gut zu nutzen wissen, Ihnen und Ihrer zukünftigen Frau Liebste viel Heil und Segen bringen kann; mithin sind Sie uns noch Dankbarkeit obenein schuldig. — Sein Sie nunmehr vernünftig; legen Sie der Scheidung keine Hinder-

nisse in den Weg, die Ihnen doch zu nichts helfen würden, denn sowohl das Römische als das Naturrecht ist auf Röschen's Seite. — Vollenden Sie Ihre Baderkur mit dem besten Erfolge, und sollte der Schritt, denn ich gethan habe, Ihre Galle reizen, so steht Ihnen mit Degen und Pistolen zu Diensten Ihr ergebenster

Fernando v. Eisenschwerdt.“

Da stand ich nun in unserm Schlafzimmer am geöffneten Grabe meines irdischen Himmelreichs; der Traum war ausgeträumt, und ich erwachte als Witwer, ohne so zu sagen Gatte gewesen zu sein. — Was sollte ich machen? — Der Philosoph trat in seine Rechte, gesunde Logik an die Stelle verliebter Spekulation, und bei genauer Zergliederung des ganzen Falles ergab sich als synthetisches Resultat: daß Rosinchen am Ende doch keine Frau für mich gewesen wäre.

Um wenigstens die Sitte zu retten, gab ich vor: meine Frau sei mit Extrapost voraus gereist; bezahlte mein ziemlich angeschwollenes Conto im Gasthose, das alle Lauf- und Traugelder auf mehr denn ein volles Jahr verschlang, und bestellte eine Fuhr nach Distelrode. Diesmal nahm ich aber nicht den Weg über B...; auf der Tour soll mich kein Mensch wieder zu sehen bekommen, und, so Gott will, werde ich mich vor Weibern, Bädern und Offizieren hüten wie vor der Sünde.

### Der Gesellenstand.

Das charakteristische Merkmal der Innungsgewerbe besteht darin, daß ihr Betrieb eine geregelte Erlernung voraussetzt. Dadurch unterscheiden sie sich von allen übrigen und namentlich von den sogenannten freien Erwerbsarten. Diese Bedingung ist so alt wie die Zünfte selber. Die alten Zunftverordnungen haben für jedes Gewerbe die Dauer der Lehrzeit bestimmt; sie haben dem jungen Gewerbesbessenen ferner auferlegt, daß er sich als Geselle in verschiedenen Werkstätten weiter ausbilde, zu welchem Behufe auch eine mehrjährige Wanderzeit vorgeschrieben war, und erst nach Erfüllung dieser Bedingungen konnte die Ablegung einer Fähigkeitprobe und die Ertheilung des Meisterrechtes stattfinden. Das Gefühl der Zunftwürde besetzte auch den Gesellenstand, und sprach sich in tausend Zügen unverkennbar aus. Durch das ganze deutsche Land herrschte unter den Gesellen eine Verbrüderung, welche durch die eigenthümliche Organisation des Wanderwesens mit Herbergen, Reisebeschenken und Bewirthungen lebendig im Gefühl erhalten wurde; eigenthümliche Erkennungszeichen, in Sprüchen und Geberden bestehend, gaben der Verbindung einen gewissen Reiz, und allerlei Ceremonien zuweilen sinniger, meist aber läppischer Art fanden bei der Aufnahme des Lehrlings in den Gesellenstand, bei Eröffnung der Lade und verschiedenen andern Gelegenheiten statt. Daß es bei dem kräftig entwickelten Corporationsgeiste nicht selten zu allerlei ärgerlichen Ausstritten kam, läßt sich leicht denken. Raum ist ein Gewerbe zu finden, in welchem nicht zu irgend einer Zeit tumultarische Vorfälle vorgekommen wären. Wo ein Organismus kräftig lebt, da fehlt es auch nicht an Auswüchsen. Bei alle dem hat aber der Gesellen-

Hand des früheren Kunstwesens viel Gutes gehabt, und mag uns manches nachahmenswerthe Beispiel bieten. Namentlich ist das enge Verhältniß zu rühmen, in welchem der Geselle zum Meister stand. Er war stets dessen Haus- und Tischgenosse, und der Geist des Gehorsams und der Unterordnung war lebendiger entwickelt als heut zu Tage, dann erweckte auch das Bewußtsein, einer geachteten mächtigen Corporation anzugehören, ein Selbstgefühl, das sich im äußern Benehmen an den Tag legte, und sicherlich auch tiefere sittliche Einwirkung gehabt haben muß.

Der Gesellenstand unserer Tage ist in Zweck und Ziel nicht von dem früheren Jahrhundert verschieden, obwohl die Organisation des Gesellenwesens im Aeußerlichen sich vielfach anders gestaltet hat. Wir haben diese Aenderungen kaum zu bedauern. Zwar erscheint es, von einem gewissen Standpunkte, als ob mit dem Verschwinden von mancherlei Kunstgebräuchen, mit dem Aufhören des Wandergewandes, mit dem Erlöschen des alterthümlichen Corporationsgeistes ein romantischer Zauber abgestreift wäre. Aber unsere materielle Zeit will nichts wissen von dieser Art Romantik, sie sieht auf den realen Kern und legt auf die nutzlose Form keinen Werth, und daran thut sie wohl.

Was ist der Zweck des Gesellenstandes? für das Gewerbe die Bereitstellung der erforderlichen Zahl geübter Hände, für den Gesellen einzig und allein die Ausbildung und Vorbereitung für den gewerblichen Beruf. Wenn der Lehrling in seinem Geschäfte noch so gut unterrichtet worden ist, so hat er doch nur immer in einer Werkstätte gearbeitet, und es ist ihm nur bei einigen Gewerben und Meistern möglich geworden, den vollen Geschäftsumgang kennen zu lernen. Zudem ist er am Ende seiner Lehrzeit in der Regel noch so jung, daß von einer vollständigen Entwicklung seines Charakters, oft sogar seiner körperlichen Kräfte noch keine Rede sein kann. Die Gesellenjahre gewähren die Zeit zu weiterer geistiger und körperlicher Ausbildung. Sie gestatten dem Gesellen, daß er in der Heimath oder in der Fremde seine technischen Kenntnisse und Fertigkeiten bereichere und entwickle, daß er Verhältnisse und Menschen kennen lerne, um Selbstständigkeit zu gewinnen, damit er einst einem unabhängigen Geschäfte als Mann vorstehen könne. Die Gesellenzeit ist demnach eine Durchgangsperiode, die Vorschule für den Meister- und Bürgerstand, etwa in ähnlicher Weise wie im Beamtenstande die Praktikantenjahre.

Man hat diese Stellung des Gesellen in neuerer Zeit vielfach verkannt und namentlich in 1848 und 1849 viel Ungereimtes und Unrichtiges darüber gesagt. Fast überall hat man Gesellenstand und „Arbeiterstand“ für gleichbedeutend genommen und aus dieser Begriffsverwirrung allerlei sonderbare Ideen und Anforderungen abgeleitet. Zum Arbeiterstande im allgemeinsten Sinne gehört Jedermann, Reich und Arm, Bornehm und gering, der Fürst wie der Tagelöhner, denn Arbeit ist des Menschen Loos und der allgütige Schöpfer hat sie uns als Pflicht gesetzt. Wir wollen die Wenigen, welche sich dieser Pflicht entziehen können, weder beneiden noch glücklich preisen. „Arbeiterstand“ aber im engeren Sinne, ist derjenige Stand, welcher sich besonders in hochindustriellen Ländern als Diener des Fabriks- und Maschinenwesens herantreibt. Ein solcher Stand hat zwar von jeher existirt, denn jeder eigentliche Tagelöhner gehört dazu; er war aber

früher nie so zahlreich vertreten, daß man ihn als besondere Kategorie im Staatsverbande hätte ausscheiden können. In den letzten 40 bis 50 Jahren aber ist in England, Frankreich, Belgien in einigen Theilen Oesterreichs u. durch die Entwicklung des Fabrikwesens Beschäftigung für viele hunderttausende geschaffen worden, die sich bloß auf die Ausübung einiger Manipulationen oder auf die Bedienung der Maschine erstreckt. Der Arbeiter dieser Art hat keine innungsmäßige Erlernung seiner Verrichtung nöthig; er kann für sich allein nichts produziren, sondern ist ein Theil des Fabriksorganismus, wie es die Maschine ebenfalls ist; er ist von seinem Arbeitgeber unbedingt abhängig, kann nicht daran denken, je ein eigenes Geschäft dieser Art zu gründen, und ist deshalb für immer zur Unselbstständigkeit bestimmt. Das ist der Arbeiterstand, dessen Stellung im Staat und dessen Ausstattung mit bürgerlichen Rechten ein politisches Problem bildet, mit dessen Lösung die Staatskunst noch nicht fertig ist und vielleicht noch Mancherlei zu thun haben wird. — Von diesem Arbeiterstand ist der Gesellenstand himmelweit verschieden wie die oberflächliche Vergleichung ergibt. Er hat ein Ziel vor sich, das dem Arbeiter im obigen Sinne gänzlich mangelt, für die Gegenwart die möglichste Ausbildung in dem gewerblichen Berufe, für die Zukunft die Gründung einer unabhängigen Existenz. Hat der Geselle das männliche Alter erreicht, fühlt er sich tüchtig und gestattet es die äußern Verhältnisse, so legt er seine Fähigkeitsprobe durch Anfertigung des Meistersstückes ab, er wird Meister, tritt in den Bürgerverband, schließt den Ehebund und kommt in den Genuß der vollen staatsbürgerlichen Rechte. Der gewerbliche Bürgerstand geht ausschließlich aus dem Gesellenstande hervor. Da es nun für den Staat von höchster Wichtigkeit ist, einen sittlich kräftigen, in jeder Beziehung tüchtigen Gewerbs- und Bürgerstand zu besitzen, so ist es unerläßlich, daß die Keime aller bürgerlichen Tugenden schon im Gesellenstande gepflanzt, gehegt und entwickelt werden. Der Geselle welcher sein Ziel recht erkennt, trachte allen Ernstes darnach:

1) sich in seinem Gewerbe auf das Vollkommenste auszubilden. Der heutige Gewerbsbetrieb gestaltet sich auch in den zünftigen Werkstätten immer mehr fabriktartig, indem er sich nicht nur nach Artikeln, sondern auch nach Manipulationen trennt. Dem strebsamen Gesellen wird es nicht schwer werden sich im Laufe der Jahre nach jeder Richtung hin Kenntniß und Gewandtheit anzueignen, wenn er die rechten Werkstätten aufsucht, sei es in der Heimath oder Fremde. Für den gewöhnlichen Dienstboten mag es als höchst anerkennungswerth anzusehen sein, wenn er viele Jahre bei ein und derselben Dienstherrschaft zugebracht hat, für den Gesellen aber, dem die Ausbildung Hauptzweck sein muß, kann nur in seltenen Fällen ein Verdienst darin erblickt werden und nur dann, wenn die betreffende Werkstätte ihm in der That Gelegenheit gewährt hat, zu lernen. Es versteht sich von selbst, daß ich hiemit keineswegs zu einer Unstätigkeit rathe, der es nirgends lange gefällt und welche die Abwechslung aus Leichtfertigkeit sucht. Ist das Streben rechter Art, so wird der Geselle selbst mit Opfern, z. B. mit geringerem Lohne die Gelegenheit aufsuchen sich zu vervollkommen. Besteht an irgend einem Orte die Möglichkeit, sich wissenschaftlich fortzubilden oder in gewissen nützlichen Fertigkeiten

zu üben, so benütze er sie getreulich. Die Zeit welche er hierauf verwendet, selbst wenn sie seinen Feierstunden abgezwickelt ist, wird ihn sicherlich einst nicht reuen und sich reichlich lohnen.

2) Er mache sich und seinem Stande Ehre durch Moralität, Frömmigkeit und einen anständigen Lebenswandel.

3) Er sei dem Meister in allen rechten Dingen gehorsam aus Pflichtgefühl, einst wird die Zeit für ihn kommen, wo auch er befehlen und anordnen kann; nur derjenige ist aber recht hiezu geschickt, welcher gelernt hat zu gehorchen.

4) Er sei verträglich mit Hausgenossen und Nebengesellen, gebe den Lehrlingen gutes Beispiel und helfe diese in rechter Art unterweisen; damit erfüllt er eine Pflicht gegen seine Nebenmenschen, wie gegen den Staat, indem er zur Heranbildung tüchtiger Gewerksleute mitwirkt.

5) Er erkenne seine Stellung im Staate und im gewerblichen Organismus richtig, lasse sich nicht von allerlei politischem Wind hin und her wehen und zu ungereimten Anforderungen verleiten, sondern bedenke, daß er einst als unabhängiger Staatsbürger gestellt werden wird, und den Grund der echten Bürgertugend: Loyalität und Sinn für Ordnung und Gesetzmäßigkeit schon als Geselle in sich legen und thätlich bewähren muß.

6) Er schäme sich seines ehrenwerthen Standes nicht, sondern bekenne sich gerne dazu und mache ihm Ehre, habe vor Allem unablässig sein Ziel im Auge: die Gründung seines unabhängigen Geschäftes und eines häuslichen Heerdes und lasse sich durch Nichts in dem Streben beirren, dasselbe zu erreichen. Es ist zwar nicht immer leicht, es zu gewinnen, da unsere Ansässigmachungsverhältnisse allerlei Schwierigkeiten darbieten müssen. Wer aber als Geselle sparsam ist, um für seine Etablierung etwas zu erübrigen, wer sein Geschäft tüchtig versteht und sich eines ungetrübten Leumunds erfreut, der gelangt in der Regel doch zum Ziele, wenn es oft auch länger dauert, als zu wünschen wäre. Derjenige welcher schon im Gesellenstande heurathet, gibt meistens sein Streben auf das Meisterwerden auf oder hat sich wenigstens dessen Erreichung noch mehr erschwert. Er ist denn in gewisser Beziehung dem „Arbeiterstand“ zuzuzählen, wovon wir früher gesprochen und hat auf eine wichtige Anwartschaft Verzicht geleistet. Ungleich mehr noch ist es zu bedauern, wenn der Geselle durch Schließung illegitimer Verhältnisse sich mit Familiensorgen befaßt; es ist ein Unglück für ihn und Andere und für die Stadt und gar Viele haben ihre Existenz damit untergraben. Nicht aus bloßer Sinnelust, aus Leichtsinne und zum Zeitvertreib lasse sich der junge Mann in ein Liebesverhältnis ein, sondern in ernster und redlicher Absicht, und sein Stolz muß es sein, nur als selbstständiger Meister und Bürger die Freuden des Familienglückes genießen zu wollen.

Nur ein r e c h t e r Geselle wird ein r e c h t e r Bürger. Möge unser wackerer vaterländische Gewerbestand sich eines ehrenwerthen tüchtigen Nachwuchses in seinem Gesellenstande reichlich zu erfreuen haben.

W.

### Mannigfaltiges.

\* In einem sehr gut geschriebenen Artikel über den Mordversuch in Paris und sein Folgen wird schlagend nachgewiesen, wenn auch in Frankreich das Kaiserreich gestürzt und die Republik eingeführt worden wäre, so hätte Italien wohl geizt, aber seine Leiden wären nicht geheilt worden und dieses paradiesische Land würde zu keiner Einheit und Freiheit gekommen sein. Nicht die fremden Heere sind Italiens Unglück, sondern seine eigene innere Zerrissenheit, die Zuchtlosigkeit und die Glaubenslosigkeit der Gemüther. Gott bewahre die Menschheit vor der Glückseligkeit welche ihr die italienischen Neuchelmörderbanden mit Dolch und Granaten bereiten wollen! — Orsini's Brief an den Kaiser, ist eine Bombe die derselbe noch sterbend nach Italien schleuderte.

\* In Petersburg haben zwei Theater-Tendenzstücke in letzter Zeit großes Aufsehen erregt. Das eine legte den Krebschaden der Beamtenbestechlichkeit den Augen des Publikums dar und sprach Dinge auf der Bühne aus, die man bisher sich nur in die Ohren raunte. Das andere: „Die Welt hat auch noch gute Menschen,“ von einem ehemaligen Polizeibeamten verfaßt, stellt den Kampf des ehrlichen, rechtschaffenen aber schlecht besoldeten Unterbeamten gegen die Versuchungen dar und hatte einen bei weitem größern Erfolg, so daß die Häuser bei einigen dreißig Vorstellungen ausverkauft waren. Dieses Stück ist verboten worden, und zwar in Moskau, nicht aber in Petersburg.

\* In Ostindien geht es den Engländern ziemlich gut. Aber der Eintritt der heißen Jahreszeit wird mehr als der Feind gefürchtet. — Sir H. Rose hat zu Mundsoor einen der Könige von Centralasien hängen lassen.

\* Aus Genua wird geschrieben, man habe hier eine neue Verschwörung entdeckt, welche sich bis Paris verzweigt. Auf ein gegebenes Signal sollten auf ein aus Frankreich gegebenes Signal verschiedene Insurrektionen unter Mazzini's Leitung losbrechen.

\* In M. Gy. Monostor (Siebenbürgen) hatte ein 18jähriger romanischer Bauernbursche in der Schenke mit einem Kameraden gewettet, daß er fünf halbe Seitel des stärksten Treberbranntweins auf einen Sitz trinken werde. Wirklich trank er über das fünfte noch ein sechstes, und aß nach jedem eine halbe Zwiebel, welchen die Rumänen für ein Antidotum gegen Krankheiten halten. Die Wette war somit gewonnen, aber um Mitternacht lag der blühende rüstige Bursche schon auf der Todtenbahre — ein warnendes Beispiel für alle diejenigen, welche Erzeße zum Gegenstande einer Wette machen.

\* Aus Neapel wird geschrieben, daß man in den letzten Tagen in Gaeta einen Menschen als Priester verkleidet angehalten habe, bei welchem man einen scharfgeschliffenen Dolch und einen geladenen Revolver gefunden hat.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlaa in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.